

## Auf dem Weg zu einer neurowissenschaftlichen Gouvernementalität? Zu den Konturen einer neuen Emotionen-Politik

### 1. Neurowissenschaftliche Interventionen im Kontext veränderter Staatlichkeit

Mit der von den Neurowissenschaften anvisierten Entschlüsselung der Struktur und Funktionsweise des Gehirns soll es perspektivisch möglich sein, menschliches Handeln nicht nur neurowissenschaftlich zu erklären, sondern auch umfassend neurotechnologisch und pharmakologisch zu beeinflussen. Wenn alles Handeln Gehirn ist und das Gehirn chemisch, biologisch und elektronisch entschlüsselt ist, dann ließen sich gesellschaftliche Probleme durch entsprechende Gehirn-Interventionen bearbeiten. So lauten die langfristigen Szenarien, die in der internationalen Diskussion zu Neuroethik umfassend diskutiert werden, obwohl eine empirische Evidenz für solche Versprechen nicht gegeben ist. Implizit werden in diesen Kontroversen politische Theorien sowie der Status von Emotionen in der Politik verhandelt.

Gefühl und Rationalität werden neurowissenschaftlich mittlerweile als untrennbar verknüpft angesehen. Wenn bestimmte Emotionen fehlen, so zeigt der Neurologe Antonio Damasio, dann ist rationales Verhalten nicht mehr möglich (Damasio 1994). Bei dem rationalen Verhalten, dessen Fehlen konstatiert wird, handelt es sich um ein dem politischen Handeln (im emphatischen Sinne) zugrundeliegendes Handeln: um das Handeln, das die Fähigkeit der Verallgemeinerung in sich trägt, indem es sein Gegenüber wahrnimmt, ihm vielleicht sogar zugeneigt ist, mit ihm interagiert und die potentiellen Konsequenzen seines Handelns zu antizipieren in der Lage ist.

Die Neurowissenschaften sind nicht nur *theoretisch* dabei, Zusammenhänge von Emotionen, Verhalten und Funktionsweise des Gehirns zu erklären. Sie haben auch eine Vielzahl von Anwendungen hervorgebracht, die *praktisch* in der Lage sind, Rationalitäten und Emotionen pharmakologisch und technisch zu beeinflussen. Im Folgenden soll die Frage der Anwendungen der Neurowissenschaften und wie sie aus den Neurowissenschaften selbst thematisiert werden, als eine Frage einer veränderten Regierungskunst – Formen der Fremd- und Selbstführung, die sich mit Foucault als eine spezifische Gouvernementalität fassen lassen – thematisiert werden.<sup>1</sup>

1 Regieren im Sinne Foucaults ist ein reflexiver Modus, der ein breites Spektrum von der Fremdführung bis hin zur Selbstführung, d. h. einer „Regierung des Selbst“ umfasst. Dazu gehören Denkformen, die eine spezifische Realität beschreiben, hervorbringen und strukturieren,

Damit steht nicht die Frage im Vordergrund: Was ist der Mensch und was macht seine Willensfreiheit aus, sondern: Wie werden Subjekte und ihre Handlungsfähigkeit im Zusammenspiel von neurowissenschaftlichen Interventionen und veränderter Staatlichkeit konstituiert?

Neuropharmaka werden (trotz umstrittener Wirkung) zunehmend zur Optimierung von Wohlbefinden (z. B. Antidepressiva als Glückspillen), zur Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit und zur Anpassung des eigenen Sozialverhaltens oder des Sozialverhaltens von Kindern (z. B. Ritalin bei Aufmerksamkeitsstörungen wie ADHS) eingesetzt. Wie Emotionen in neuer Weise verhandelt werden, weil sie Gegenstand von direkter Intervention werden; wie darin das Verhältnis von Individuum und Staat sowie von Freiheit und (Verteilungs-)Gerechtigkeit thematisiert wird und wie sich ein widersprüchliches Ensemble von Selbsttechnologien und Regierung herausbildet, soll in dem Beitrag als *neurowissenschaftliche Gouvernamentalität* analysiert werden, in der sich erste Konturen einer zukünftigen Politik der Emotionen zeigen lassen.

Foucault methodisch folgend wird von veränderten Praxen ausgegangen,<sup>2</sup> die zu Beginn als eine Phänomenologie der neurowissenschaftlichen Gouvernamentalität dargestellt werden und im Anschluss als Antwort und Movens einer veränderten Staatlichkeit kontextualisiert werden.

## 2. Zur Phänomenologie neurowissenschaftlicher Gouvernamentalität

Mit den weitreichenden Zukunftsversprechen der Neuroforschung werden traditionelle Grenzziehungen in Frage gestellt: Wenn Unglück mit Glückspillen behandelt wird, psychische Störungen auf pharmakologischem Wege beseitigt werden sollen, emotionale und kognitive Unzulänglichkeiten ausgeglichen und Sozialverhalten angepasst werden (vgl. Rose 2002; Farah et al. 2004; Galert et al. 2009), dann wird die gesellschaftliche und individuelle Verfügbarkeit über Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und soziale Kompatibilität neu verhandelt. Die Phänomenologie neurowissenschaftlicher Veränderungen zeigt auf der empirischen Ebene neben einer hohen Ausdifferenzierung der konkreten Forschungsansätze einen gemeinsamen Fokus, der auf individuelle wie volkswirtschaftliche Optimierung gerichtet ist. Dies wird im Folgenden an drei Grenzverschiebungen dargestellt: Die Tendenzen, erstens das Wohlbefinden pharmakologisch zu erhöhen, zweitens die kognitive Leistungsfähig-

die es erst erlaubt bzw. plausibilisiert, bestimmte Machttechnologien zur Anwendung zu bringen. Damit ist spezifischen Machtpraktiken stets eine bestimmte Rationalität eingeschrieben, ein politisches Wissen, das die spezifischen Machtpraktiken konstituiert und das zum strategischen Einsatz des Regierens wird (vgl. Foucault 2004: 162f.).

- 2 Individuen konstituieren sich durch ihre Praxen, wobei die Freiheitsgrade und die Determinierungen widersprüchlich und umstritten sind. Diese Widersprüchlichkeit findet sich sowohl in der Theorie Foucaults als auch in der Bewertung der heutigen Biopolitik (van den Daele 2009: 64ff.).

keit medikamentös zu steigern und drittens den Zusammenhang von Glück, Erfolg und ökonomischer Leistungsfähigkeit neu zu definieren, verweisen auf einen „entgrenzten“ Wettbewerb.

## 2.1 Entgrenzung: Von der Behandlung von Depressionen zur Regulierung von Gefühlen

Laut der „Global Burden of Disease“ Studie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) sind Depressionen weltweit in allen Altersgruppen die häufigste Ursache für „mit Behinderung gelebte Lebensjahre“ (vgl. Lopez/Murray 1998). Der deutsche Arzneiverordnungsreport verweist auf eine rückläufige Verschreibung von Beruhigungsmitteln, während sich die Verschreibung von selektiv wirkenden Antidepressiva mehr als verdoppelt hat (Schwabe/Paffrath 2006: 820).

Die Deutungsmuster der rasanten Zunahme medikamentös behandelter Depressionen beziehen sich auf heterogene Faktoren: Neben erweiterter Diagnostik, Aufklärungskampagnen und aggressiver Pharmawerbung gehören gesellschaftliche Veränderungen zu den Faktoren: Sowohl die Überforderung durch zunehmende gesellschaftliche Dynamik und Komplexität als auch sinkende Akzeptanz für problematische Lebensphasen werden dabei angeführt (vgl. Slob et al. 2005: 17f.; Fenter 2006).

Der amerikanische Psychiater Peter D. Kramer, der den Begriff der *kosmetischen Pharmakologie* prägte, stellte fest, dass die mit dem Antidepressivum Prozac behandelten Patienten und insbesondere Patientinnen sich nicht nur als zufriedener und erfolgreicher erlebten, sondern darüber hinaus berichteten, nun erst zu ihrem eigentlichen Selbst gefunden zu haben. Neuere Antidepressiva gelten trotz anhaltender Kritik an ihrer Wirksamkeit als Glücksspillen, die glücklich *und* sozial kompetent machen (Kramer 1993).<sup>3</sup> Nachdem amerikanische Zeitschriften zu Beginn der neunziger Jahre euphorisch über die „Glückspille“ berichteten, stieg die Anzahl der Patienten (respektive Patientinnen), die sich selbst in ein Krankheitsbild hinein definierten, das der Behandlung durch ebendiese verschreibungspflichtigen Medikamente bedarf.

Vorangetrieben wird die Dynamik zunehmender Verschreibung und zunehmenden Gebrauchs durch disparate Faktoren, die sich vier Ebenen zuordnen lassen: Auf der Ebene von *Forschung und Entwicklung* lässt sich die Tendenz zu wirksameren und nebenwirkungsärmeren Medikamenten feststellen, und damit die Grundlage für steigende Akzeptanz und Nachfrage. Im öffentlichen Gesundheitswesen kommt von der *politischen Ebene* der Kostendruck hinzu, der die medikamentöse Behandlung gegenüber individuellen Psychotherapien privilegiert. Da das Patent für Prozac bereits ausgelaufen ist, sind günstige Generika auf den Markt gekommen. Neue

3 Trotz einer Vielzahl auch kritischer Berichte über Nebenwirkungen und zeitlich begrenzte Wirksamkeit sind das Vertrauen und die Nachfrage nach Prozac durch Patienten und Ärzte hoch: Der Verkauf von Prozac brachte dem Unternehmen Eli Lilly allein im Jahr 2005 Einnahmen von 645 Millionen Dollar (Fenter 2006: 4).

Medikamente stehen bereits zur Verfügung, und da Antidepressiva einen lukrativen Zukunftsmarkt bilden, ist mit einer hohen Konkurrenz und einem intensiven Forschungswettbewerb auf dem Gebiet zu rechnen. Die Kosten der Medikamente dürften bei steigender Wirksamkeit zukünftig weiter sinken. Auf der *sozial- und wirtschaftspolitischen Ebene* kommt schließlich die Orientierung an der Arbeitsmarktfähigkeit der Individuen hinzu („Employability“), die sich durch heutige Antidepressiva eher erreichen lässt. Auf der *individuellen Ebene* versuchen Einzelne, den wachsenden Anforderungen im verschärften Wettbewerb an ihre soziale Kompatibilität, ihre „soziale Kompetenz“ zu entsprechen und zugleich ihre emotionale Stabilität und ihr individuelles Wohlbefinden zu erhöhen. Wenn Erfolg zur Bedingung von Anerkennung wird und gleichzeitig Anerkennung zur Grundlage von Erfolg, dann wird die Herstellung der sozialen Passfähigkeit zu einer individuellen Aufgabe, die durch Antidepressiva unterstützt werden kann. Die Entscheidung über eine angemessene pharmakologische Unterstützung treffen die Einzelnen allerdings nicht allein, da es der Verschreibung durch einen Arzt bedarf. Ärzte dürften zunehmend unter Verschreibungsdruck stehen, denn gesundheitspolitische Programme gehen davon aus, dass Depressionen nicht ausreichend diagnostiziert werden, und die Weltgesundheitsorganisation prognostiziert einen Anstieg an Depressionen. Wenn Patienten parallel dazu die Verschreibung aktiv fordern und aufgrund der Möglichkeiten, sich über Therapien und Produkte im Internet zu informieren, auf einem hohen Wissensstand argumentieren, wird die zunehmende Verschreibung von Antidepressiva als angemessen erscheinen. Zu neurowissenschaftlichen Selbsttechnologien werden die neurowissenschaftlichen Anwendungen, wenn sie nicht oder nicht primär medizinisch-therapeutischen Zwecken folgen, sondern Optimierungsstrategien. In den USA wird diese Unterscheidung als *treatment/enhancement* gefasst, wobei die Grenzen notwendigerweise unscharf sind, da sich die Standards dessen, was als behandlungsbedürftig gilt, durch neue Anwendungen beständig verschieben (Parens 1998; Schaper-Rinkel 2008).

## 2.2 Entgrenzung: Von der Behandlung von Aufmerksamkeitsstörungen zur Regulierung von Aufmerksamkeit und sozialem Verhalten

Mittel zur Verbesserung der kognitiven Leistungen sind diejenigen Neurointerventionen, die im Moment im Zentrum der neurowissenschaftlichen Debatte über die zukünftig wünschenswerten Formen des Regierens stehen.

Das umstrittenste und bisher meist diskutierte Medikament trägt den Markennamen Ritalin, mit dem das sogenannte Aufmerksamkeitsdefizit/Hyperaktivitätssyndrom, kurz ADHS, behandelt wird. Dieses Syndrom, das bei einer steigenden Anzahl von Kindern diagnostiziert wird, wird am häufigsten mit Methylphenidat (bekanntester Markenname: Ritalin), ein den Amphetaminen verwandter stimulierender Wirkstoff, behandelt. Der Wirkstoff erhöht bei überaktiven Kindern die Konzentrationsfähigkeit, steigert aber auch die kognitiven Leistungen von gesunden Erwachsenen und gilt damit als universeller kognitiver Verstärker (President's

Council on Bioethics 2003: 83). Im Jahre 2002 erhielten in den USA bereits 4,8 % aller Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren entsprechende Medikamente.<sup>4</sup> Befürworter verweisen darauf, dass sich damit sowohl die Schulleistungen der Kinder deutlich verbessern lassen als auch ihr emotionales Wohlbefinden und ihre Fähigkeit, Freunde zu finden. Kritiker, allen voran Francis Fukuyama, beanstanden dagegen, dass Kinder, die nicht krank seien, mit psychoaktiven Medikamenten kontrolliert und sozial angepasst würden (Fukuyama 2004: 80f.).

Mittlerweile werden auch bei Erwachsenen Aufmerksamkeitsdefizite diagnostiziert und dürfen mit entsprechenden Medikamenten behandelt werden. So steigt die Nutzung von Methylphenidat laut Suchtstoffkontrollrat der Vereinten Nationen in den vergangenen Jahren stark an: Der Verbrauch stieg von 18,5 Tonnen im Jahr 2001 auf über 30 Tonnen im Jahr 2005. Dieser Anstieg geht dabei hauptsächlich auf die USA zurück, wo Werbung für die Substanz direkt an den potentiellen Endverbraucher gerichtet ist (INCB 2007: 18).

Seit sich die Wissenschaftszeitschrift *Nature* des Themas angenommen hat, indem sie einen Artikel unter dem Titel „Professor’s Little Helper“ veröffentlichte, der die Nutzung von Medikamenten zur Steigerung von Konzentration und Aufmerksamkeit unter Wissenschaftlern thematisiert (Sahakian/Morein-Zamir 2007), ist das Thema unter dem Stichwort „Gehirn-Doping“ in der breiteren Öffentlichkeit. Eine von *Nature* initiierte (umstrittene) Online-Umfrage, an der sich 1.400 Personen (nach Selbstangabe aus der Wissenschaft) aus sechzig Ländern beteiligten, ergab, dass 20 % der Befragten (quer durch alle Altersgruppen) entsprechende Drogen nutzen. Hinsichtlich der Freiwilligkeit der Optimierung für die nächste Generation gibt es in den Antworten einen Befund, der auf eine hohe Dynamik verweist: Zwar waren 86 % der Befragten dafür, dass gesunde Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren keinen Zugang zu den Medikamenten haben sollten. Allerdings würden sich ein Drittel der Befragten genötigt sehen, ihren Kindern kognitionssteigernde Mittel zu geben, wenn andere Kinder in der Schule diese nehmen würden (Maher 2008: 675). Thematisiert wird die Nutzung der Medikamente, nicht die gesellschaftspolitischen Dynamiken, die die Nutzung nahelegen oder offenbar aus Sicht vieler Eltern sogar unhintergebar machen.

## 2.3 Entgrenzung: Von der Schaffung der politischen Rahmenbedingungen zur Erreichung von Glück zur volkswirtschaftlichen Verpflichtung zum Glück

Eine weitere Verschiebung bisheriger Grenzen bezieht sich auf die neurowissenschaftliche Interpretation der kausalen Zusammenhänge von Glück, Erfolg und ökonomischer Leistungsfähigkeit.

4 Mehr als doppelt so viele Jungen wie Mädchen erhalten die Medikamente, die Nutzung ist unter Weißen höher als unter Schwarzen und verstärkt in Haushalten mit mittlerem Einkommen festzustellen (Zuvekas et al. 2006: 582).

Traditionell gelten Glück und sozial eingebettetes Wohlbefinden als Resultat von erfolgreichem Handeln. Auf dieser Annahme beruht auch die Kritik von Francis Fukuyama, dem prominentesten konservativen Kritiker der neuen Interventionsmöglichkeiten durch Neuropharmaka. Er sieht den Wettbewerb und damit den Fortschritt der Menschheit durch kosmetische Psychopharmakologie in Gefahr. Erfolg, Glück und Wohlbefinden hätten bisher auf Kampf und Arbeit beruht, mit den heutigen Antidepressiva, die zu Lifestyle-Drogen geworden seien, würde die amerikanische pharmazeutische Industrie „durch Freisetzung von Serotonin im Hirn Selbstachtung nach Belieben liefern“ (Fukuyama 2004: 72f.). Das Streben nach Selbstachtung und Bestätigung würde dadurch entwertet.

Doch die empirische Glücksforschung stellt in Frage, dass Glück nur eine Folge von Erfolg ist. Vielmehr könnten Glück und/oder Zufriedenheit auch die Voraussetzung von Erfolg bzw. erfolgreicher ökonomischer und sozialer Aktivitäten sein (Lyubomirsky et al. 2005: 846). Glückliche Menschen seien sowohl in Liebesbeziehungen und bei Freundschaften als auch im Hinblick auf Einkommen, Leistungsfähigkeit und Gesundheit erfolgreicher.

Dass zwischen Glück, Erfolg und ökonomischer Leistungsfähigkeit ein positiver Zusammenhang besteht und ein solcher ebenfalls zwischen Depression, Erfolglosigkeit und Armut besteht, lässt sich somit als gemeinsamer Fokus unterschiedlicher Ansätze sehen. Was kontrovers verhandelt wird, ist der Ansatzpunkt, wie das Streben nach Glück zu gewährleisten ist. Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehört zu den unveräußerlichen Rechten – wie es am prominentesten in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung formuliert wurde –, doch wie sollen diese gewährleistet werden?

Wenn Glück nicht nur eine Folge von Erfolg ist, sondern auch umgekehrt – wer glücklich ist, ist gerade deshalb erfolgreich (Lyubomirsky et al. 2005) – und sich die Glücksgefühle pharmakologisch erzeugen lassen, dann wären diese Anwendungen individuell und gesellschaftlich geboten. Damit steht die Frage im Raum, wie das Streben nach Glück (pursuit of happiness) zu gewährleisten ist. Und diese Frage wird von führenden Neuroforschern dahingehend beantwortet, die Frage des individuellen Wohlbefindens mit der volkswirtschaftlichen Optimierung zu verbinden.

*Nature* veröffentlichte im Dezember 2008 einen Artikel mit dem Titel „The Mental Wealth of Nations“ (vgl. Beddington et al. 2008). Der Artikel fasst eine Studie von 2008 zusammen, die im Auftrag der britischen Wissenschaftspolitik erstellt wurde und zeigt, wie heute in den Neurowissenschaften Gefühl und Verstand, Emotion und Kognition zusammen gedacht werden. Ziel ist es, die Optimierungsmöglichkeiten der mentalen Entwicklung von der Wiege bis zum Grab zu untersuchen. Die Interventionsmöglichkeiten werden in der üblichen Sprache der Ökonomisierung reformuliert. Demnach ist die mentale Entwicklung von den kognitiven und den emotionalen Ressourcen bestimmt, die eng verschränkt sind, denn positive emotionale Zustände gehen einher mit einem höheren Maß an Wissbegier, stärkerem Interesse für Neues, flexiblerem Denken und einer höheren Offenheit für Lernen und sind somit die Grundlage für ein individuell wie gesellschaftlich erfolgreiches Leben. Wenn der Reichtum von Nationalstaaten von dem mentalen Wohlbefinden

seiner BürgerInnen abhängt, dann sind Forschung und Politik, die die Entwicklung von neurowissenschaftlichen Interventionsmöglichkeiten zum Ziel haben, dringend geboten, führen die Autorinnen aus, und dies wiederum erfordert „significant changes in the nature of governance, placing mental capital and well-being at the heart of policy-making“ (Beddington et al. 2008: 1060). Mittlerweile mehren sich die Stimmen aus dem Feld der Neuroforschung, die fordern, die Nutzung von Neuropharmaka (zumindest zur Steigerung der kognitiven Fähigkeiten) nicht negativ zu ächten, sondern mit differenzierten Zugangsregeln eine sichere und differenzierte Entwicklung und Nutzung ebendieser Neurointerventionen zu gewährleisten, die die Leistungsfähigkeit von Einzelnen wie von Volkswirtschaften optimieren könne (Beddington et al. 2008; Greely et al. 2008). Im deutschen Kontext wird im jüngsten „Manifest“ von Neuro-Ethikern in der Zeitschrift „Gehirn & Geist“ die Volkswirtschaft ausgeklammert und stattdessen in einem abstrakten Freiheitsdiskurs von „selbstbestimmter pharmazeutischer Optimierung der eigenen Person“ gesprochen (Galert et al. 2009: 9).

### 3. *Neurowissenschaftliche Gouvernamentalität: Regieren im Modus des Wettbewerbs*

Wenn neuropharmakologische Interventionen dem Streben nach Glück unter heutigen politischen Rahmenbedingungen entgegenkommen (sofern sie tatsächlich langfristig und nebenwirkungsarm wirken, was sehr umstritten ist), dann treffen sich staatliche Politik und individuelles Streben an ebenjenem Punkt des Zugangs zu avancierten neuropharmakologischen Interventionen. Der breite Zugang zu einem breiten Spektrum an „Glückspillen“ scheint dann individuell und staatlich geboten. Wer nicht glücklich wird, obwohl ihm diese Möglichkeiten zur Verfügung stehen, ist somit selbst für sein Unglück verantwortlich. Nicht die Ordnung der Dinge oder eine andere äußere Macht sind für das Unglück verantwortlich, sondern das Individuum selbst, das darin versagt, glücklich zu sein. Die Handlungsfähigkeit scheint verlagert zu sein und wird individualisiert. Das Streben nach Glück ist nicht verbunden mit der aktiven Beteiligung an der Schaffung einer gesellschaftlichen Ordnung, die die Voraussetzungen für die Entwicklung von allen schafft, sondern liegt in der eigenen Hand: im Griff nach dem richtigen Mittel.

An alltäglicher Evidenz gewinnt der Zugang, der an der jeweils eigenen Befindlichkeit ansetzt, durch den dominant werdenden Interaktionsmodus Wettbewerb, in dem es nicht mehr primär darum geht, im Wettbewerbsmodus ein spezifisches Ziel optimal zu erreichen, sondern der Wettbewerbsmodus von einem Mittel zu einem Selbstzweck geworden ist (Rosa 2006). Im Kontext dieses spezifischen Wettbewerbsparadigmas, das nicht mehr an wettbewerbsexternen Zielen, z. B. der Steigerung der Produktion von Gütern zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse möglichst vieler orientiert ist, werden Emotionen zum Bestandteil von Wettbewerbspolitik. Entgegen der Vermutung, die freie Konkurrenz fördere die Pluralität und Heterogenität von Lebenskonzeptionen, ist das Wettbewerbsprinzip zu einem

bestimmenden Faktor dessen geworden, was gemeinhin als gelingendes Leben gilt. Ebenjenes Wettbewerbserfolg haben aber nur diejenigen, die sich selbst in einer Weise entwerfen, die ihnen das erfolgreiche Konkurrieren ermöglicht. Kognitiv und emotional flexibel zu sein, schnell zu agieren sowie bereit und willens zu sein, sich zu verändern und die eigene Leistung beständig zu steigern, sind die Bedingungen für Erfolg im heutigen sozio-ökonomischen Wettbewerb, während abweichende Lebenskonzeptionen mit Misserfolg und somit auch mit Missachtung und Exklusion bestraft werden. Das Wettbewerbsprinzip bestimmt in dieser Weise nicht nur das Sein derer, die darin als Verlierer erscheinen, sondern auch das der Gewinner: Sie sind gezwungen, sich so zu entwerfen, wie es ihre Konkurrenzfähigkeit steigert (Rosa 2006: 100).

Der AdressatInnenkreis für Diagnose und Behandlung wird ausgeweitet: Nicht mehr nur die als krank und gewalttätig Klassifizierten und Internierten sind Zielobjekte für Behandlung. Nicht mehr die abweichenden Subjekte, sondern das Normale und das Abweichende in allen Subjekten werden zum Gegenstand von Forschung und Intervention. Konzentrierten sich die Interventionen der Vergangenheit auf „Kranke“ oder „Kriminelle“, so richten sich angewandte Neurowissenschaft und Neurotechnologie zukünftig an alle: Jedes Hirn ist anders, jedes Hirn muss erkannt werden, jedes Hirn könnte krank sein oder werden, jedes Hirn kann verbessert werden.

Die Entgrenzung dessen, was als Gegenstand der Beobachtung und Intervention gilt, dürfte den traditionellen „Technologien des Selbst“ eine neue Dimension hinzufügen. Neben den philosophischen Methoden und Technologien der Selbsterkenntnis steht in Zukunft die neurowissenschaftliche Auswertung der Funktionsweise des eigenen Gehirns, wenn dieses als Ausgangspunkt von notwendiger Veränderung fungiert. Subjektivierung im 21. Jahrhundert könnte zu einem neurochemischen Selbstverständnis des Selbst führen (zu „neurochemical selves“ vgl. Rose 2003: 59, 46).

Wenn das Gehirn perspektivisch kontrolliert und optimiert werden kann, wenn es entsprechend der Ausgangslage und dem Ziel einer hochspezifischen Pflege und Wartung bedarf, so ist davon auszugehen, dass die Optimierungsstrategien entlang bestehender gesellschaftlicher Ungleichheiten erfolgen (vgl. Schaper-Rinkel 2007). Denn ein Regime der Subjektivierung, das auf das unternehmerische Selbst ausgerichtet ist (Bröckling 2007: 10), setzt an der bestehenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung und Ungleichheit an, in deren Rahmen die Individuen angerufen werden, von eben ihrem spezifischen Ort aus besser, schneller und produktiver zu werden, was eine je unterschiedliche Optimierung erfordert.

#### *4. Politik und Neurowissenschaft: Geht alle Gewalt vom Gehirn aus?*

Die auf Entgrenzung orientierten Praxen haben auch eine explizit politische Geschichte. 1990 initiierte der US-amerikanische Kongress die „Dekade des Gehirns“, die auf die angewandte Hirnforschung orientiert war und international aufgegriffen wurde. Die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik intensivierten sich und der traditionellen Hirnforschung schlossen sich Forschende aus Disziplinen wie



Molekulargenetik und Informatik an. So wuchs die US-amerikanische *Society for Neuroscience* in dieser Zeit jährlich um mehr als 1000 Mitglieder (Jones 1999) und integrierte damit ein breites Spektrum an Disziplinen und Forschungsfeldern von Medizin, Neurobiologie, Kognitionsforschung, Neuropsychologie, Informationsverarbeitung bis Neuroethik und Neuroökonomie.

Anknüpfend an die heterogenen Fortschritte auf den unterschiedlichen Feldern der Neuroforschung entstanden Szenarien, die die Zukunft der Gesellschaft mit der Zukunft der Hirnforschung verknüpfen. In der deutschen Diskussion verfassten „Elf führende Neurowissenschaftler“ im Jahr 2004 ein Manifest über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. Man befinde sich in den Anfängen, „gewissermaßen noch auf dem Stand von Jägern und Sammlern“. Beeindruckend ist insofern nicht der Stand der Dinge, sondern das Versprechen für die Zukunft. Mit den Daten moderner bildgebender Verfahren sollen die Zusammenhänge zwischen „neuronalen Vorgängen in bestimmten Hirnarealen“ und innerpsychischen Vorgängen, „zum Beispiel Imagination, Empathie, das Erleben von Empfindungen und das Treffen von Entscheidungen beziehungsweise die absichtsvolle Planung von Handlungen“, entschlüsselt werden und damit „als physikochemische Vorgänge beschreibbar“ werden (Elger et al. 2004: 33). Dann, so die Autoren, können psychische Auffälligkeiten, Fehlentwicklungen und Verhaltensdispositionen (zumindest in ihrer Tendenz) vorausgesehen und Interventionsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden. Dieses radikale Programm der Neurowissenschaften blieb nicht unwidersprochen, denn in ihm werden Begriffe und Terrains verknüpft und integriert, die bisher der Deutungshoheit von Philosophie und Psychologie unterlagen. Das Gegenmanifest von Psychologen wehrt sich gegen die Grenzüberschreitung der Neurowissenschaften in „ihre“ Bereiche und postuliert eine Unverzichtbarkeit der Psychologie sowie die Notwendigkeit der Zusammenarbeit (Fiedler et al. 2005: 60). Mit der Argumentation, die auf die neurowissenschaftliche Deutung reagiert, zeigt sich bereits die Defensive der Disziplinen, die einst eine höhere Deutungshoheit über das individuelle und gesellschaftliche Sein innehatten. Ein eigener, ebenso umfassender Anspruch, wie es die Neurowissenschaftler postulieren, wird nicht formuliert. Nachdem bereits der Diskurs, dem zufolge die Gene den Menschen ausmachen, den Boden einer *naturwissenschaftlichen* Gesellschafts- und Selbstwahrnehmung bereitet hat (Lemke 2003; Nowotny/Testa 2009), ist es für die Neurowissenschaften einfacher, weiteres Terrain zu besetzen.

Die Akteure der Neurowissenschaften postulieren ein Erklärungsmuster, das einerseits extrem reduziert ist (alles ist Gehirn) und zugleich für jedes individuelle und gesellschaftliche Problem perspektivisch eine Lösung verspricht – denn alle Probleme würden „letztlich“ von individueller Wahrnehmung und Handlung bestimmt, und diese wiederum beruhen auf Vorgängen im Gehirn. Armut und Arbeitslosigkeit werden auf mangelnde soziale und ökonomische Aktivität zurückgeführt, der durch eine Verbesserung des Gehirns auf der emotionalen und kognitiven Ebene begegnet werden kann, zum Beispiel durch Antidepressiva und „Brainbooster“. Gewalt beruht innerhalb dieser Matrix auf Gewaltbereitschaft, die wiederum mit spezifischen neuronalen Aktivitäten einhergeht oder der beispiels-

weise eine Hyperaktivitätsstörung zugrunde liegt, die in eine soziale Abwärtsspirale mündet. Das individuelle Gehirn wird zugleich zum Ausgangspunkt, zum Hebel für Veränderung und zum Modus der Legitimation von bestehenden Ungleichheitsverhältnissen. So postuliert der Hirnforscher Gerhard Roth: Die „gesellschaftliche Natur des Menschen ergibt sich aus seiner biologischen Natur“ (Roth 2003: 555). In diesem hirnbioologischen Determinismus kürt er den Individualismus zur hirngerechten Gesellschaftsordnung (Roth 2003: 560). Die Postulate der Neuroforschung (zum Beispiel zur Willensfreiheit) bleiben nicht unwidersprochen (vgl. die Beiträge in Geyer 2004), doch haben es prominente Neurowissenschaftler geschafft, die Zentralität des Gehirns und damit der Neurowissenschaften als Leitdisziplin soweit zu etablieren, dass andere Disziplinen umfassend auf ebendiese Matrix der Analyse reagieren.

Die wachsende Bedeutung neurowissenschaftlicher Denkweisen liegt nicht zuletzt an den Interventionsmöglichkeiten, die in den letzten Jahrzehnten entwickelt wurden. Forschungsfelder wie Neuropharmaka, Neurodiagnostik, Neuroprothetik und Gehirn-Maschine-Schnittstellen sind vor allem medizinisch ausgerichtet, generieren aber auch Anwendungen, die über den traditionellen medizinischen Bereich hinausweisen und damit Teil eines Regierens werden, das die durch die Individualisierung von Risiken wie Armut und Arbeitslosigkeit verstärkte Anrufung zur Selbstverantwortung lebbar zu machen scheint.

## 5. *Widersprüchliches Ensemble von Selbsttechnologien und Regierung*

Die Wirkstoffe, die sich zur Optimierung von mentalen Zuständen als neuropharmakologische Selbsttechnologien anbieten, sind meist nicht über den Markt frei zugänglich, sondern nur auf Rezept erhältlich. Ihr Einsatzradius ist darauf beschränkt, als krank definierte Zustände außerhalb von definierten Normzuständen zu beheben. Das führt zu einer paradoxen Situation: Diejenigen, die in besonders hohem Maße bereit sind, ihre individuelle Wettbewerbsfähigkeit zu steigern, müssen sich unter den aktuellen Bedingungen entweder als krank definieren und dieses Medizinern gegenüber plausibel darlegen können oder auf schwarze oder graue Märkte zurückgreifen. Die aktive und risikobereite „Sorge um sich“, das Tätigwerden, um die eigene Passfähigkeit und Leistungsfähigkeit zu steigern, wird damit in ein Korsett von passiver Behandlungsbedürftigkeit gezwungen.

Wenn nun gerade diejenigen, die der allseits forcierten Wettbewerbslogik umfassend folgen, genötigt werden, sich zur Steigerung ihrer Wettbewerbsfähigkeit Krankheitsdefinitionen zu unterwerfen (Adult ADHD) bzw. die Krankheitsdefinitionen immer breiter werden (z. B. MCI – mild cognitive impairment), kann das Regulierungssystem seine Glaubwürdigkeit verlieren und langfristig unter Druck geraten. Ist es eine Einschränkung liberaler Freiheitsrechte, wenn Einzelne daran gehindert werden, ihre kognitive Leistungsfähigkeit neurotechnologisch zu erweitern (so z. B. Sententia 2004)? Schließlich kann auch jeder, der es sich leisten kann, beste private Bildungsinstitutionen besuchen, um seine intellektuelle Leistungsfähigkeit für den

Wettbewerb zu verbessern, wird argumentiert (Farah et al. 2004). Die Interpretation von Regulierung als Einschränkung von Freiheitsrechten beruht auf der Prämisse, dass es sich zum einen beim Neuro-Enhancement um eine freie Entscheidung handelt und zweitens um eine langfristig mit geringen gesundheitlichen Risiken behaftete Intervention. Wird das kognitive Neuro-Enhancement dagegen als eine Technologie gesehen, die unter den gegebenen Konkurrenzverhältnissen zu einem Zwang werden könnte und deren gesundheitliche Risiken langfristig unabsehbar sind, so wird argumentiert, dass Regulierung geboten ist, damit unveräußerliche Rechte nicht in Gefahr geraten (President's Council on Bioethics 2003).

Der erschwerte Zugang ist zum einen der traditionellen Abwehr gegenüber vermeintlichen und tatsächlichen Glücksdrogen sowie „unverdientem“ Erfolg und Vergnügen („no pain, no gain“) geschuldet, folgt aber auch einer Logik der spezifischen Vernunft im Kontext öffentlicher Gesundheits- und Sozialsysteme. Die schnelle pharmakologische Selbstoptimierung kann Einzelnen zwar einen kurzfristigen Wettbewerbsvorsprung verschaffen, würde jedoch zu hohen Kosten führen, wenn das Selbstexperiment scheitert, indem es die Arbeitsfähigkeit langfristig einschränkt oder zerstört.

In den Szenarien, die die Zugangsbeschränkungen in Frage stellen, wird davon ausgegangen, dass die medizinischen Bedenken zukünftig beherrschbar würden. Ausgangspunkt für diejenigen, die einen restriktiven Umgang mit Neuropharmaka kritisieren, ist die Problemkonstruktion, dass vielleicht in Zukunft primär Reiche und Privilegierte Zugang zu avancierten Technologien der emotionalen und kognitiven Selbstoptimierung haben werden. Von dieser Problemkonstruktion ausgehend wird argumentiert, dies sei kein überzeugendes Argument, denn schließlich sei auch der Zugang zu Privatschulen und Schönheitsoperationen ungleich verteilt, ohne dass jemand ihr Verbot fordern würde. Den Vorbehalten, dass die Standards von Normalität angehoben werden und somit ein indirekter Zwang zur neuropharmakologischen Selbstoptimierung entstehen könnte, wird entgegnet, dass es sich bei der Einschränkung des Zugangs zu Optimierungstechnologien doch ebenso um eine Einschränkung der persönlichen Freiheit handeln würde wie beim indirekten Zwang, an diesen teilzuhaben (Farah 2002: 125; vgl. Farah et al. 2004). Manche Schulen würden in den Examenswochen Computer für alle zur Unterstützung zur Verfügung stellen und so könnten auch alle gleichermaßen freien Zugang zu leistungssteigernden Substanzen bekommen (Greely et al. 2008: 704). In dieser Argumentation schrumpfen Handlungs- und Gestaltungsoptionen auf individuelle Wahlentscheidungen, in denen der gesellschaftliche Kontext als eine unhintergehbare Konstante erscheint. Statt zu problematisieren, um was für eine Gesellschaft es sich handelt, in der eine neurotechnologische Anpassung notwendig erscheint, wird der individuelle Zugang zu eben jenen Technologien zum gesellschaftlichen Problem erhoben (Rose 2002: 978).

Die Reformulierung des Problems als eines von Zugang und Verteilungsgerechtigkeit offeriert eine Lösung. Denn eine „gerechte Verteilung“ der Substanzen für eine kognitive Leistungssteigerung ist im Gegensatz zu guten Schulen und guter Ernährung kostengünstiger und einfacher zu gewährleisten (Farah et al. 2004: 423).

Im deutschen Kontext wird eine entsprechende Politik gefordert und gleich mit konkreten Vorschlägen verknüpft:

„Sollte also künftig teures und effizientes Neuro-Enhancement zunehmend nur in Kreisen der Wohlhabenden stattfinden, so haben Politik und Gesetzgebung gute Gründe, diese Entwicklung nach Möglichkeit zu korrigieren. [...] In der Praxis könnte der Staat beispielsweise den Kauf von Neuro-Enhancement-Präparaten durch wohlhabende Personen besteuern und das damit eingenommene Geld für öffentliche Bildungsförderung verwenden – etwa zur Subvention von NEPs [Neuro-Enhancement-Präparate] für Einkommensschwache. Entspräche diese Maßnahme nicht ganz dem Gebot der Verteilungsgerechtigkeit?“ (Galert et al. 2009: 8).

Perspektivisch ist zu erwarten, dass gesetzliche Beschränkungen für avancierte Neuropharmaka stärker unter Druck geraten. Die Grenzen zwischen frei erhältlichen Präparaten, legaler Nutzung verschreibungspflichtiger Substanzen und illegaler Nutzung stehen zum einen im Widerspruch zur weit geteilten Wertschätzung gegenüber Wissenschaft und technologischen Innovationen: Während viele traditionelle pflanzliche Wirkstoffe ohne Restriktionen erhältlich sind (z. B. Ginkgo gegen Vergesslichkeit und Johanniskraut gegen depressive Stimmung), obwohl sie unsicher sind (Schwankungen im Wirkstoffgehalt) und von zweifelhafter Wirkung, sind gerade Produkte avancierter Forschung nur eingeschränkt erhältlich, obwohl Forschung und Entwicklung gesellschaftlich einen hohen Stellenwert haben. Mit dem zunehmenden Handel von Medikamenten über das Internet werden staatliche Grenzen noch dazu durchlässiger. Zum zweiten stehen die Restriktionen tatsächlich im Widerspruch zu den Anforderungen an Individuen, sich aktiv um ihre mentalen und sozialen Kompetenzen zu kümmern, eine aktive Sorge um sich zu betreiben, wenn diejenigen, die dies tun, sich entweder als passive Kranke definieren müssen oder auf graue und schwarze Märkte zurückgreifen müssen. Die aus der Neuroethik erhobene Forderung nach einer regulierten staatlichen Anerkennung von Enhancement-Präparaten als gerade nicht-medizinischen Anwendungen ist somit die folgerichtige Forderung im Kontext der Rahmenbedingungen eines verschärften Wettbewerbs, der zugleich die treibende Kraft der heutigen Enhancement-Anwendungen war und ist.

## 6. *Konturen einer zukünftigen neurowissenschaftlich bestimmten Politik der Emotionen*

Indirekte Maßnahmen zur Steigerung von Leistungsfähigkeit und emotionalem Wohlbefinden sind selbstverständlicher und konstitutiver Teil des Selbstverständnisses heutiger westlicher Gesellschaften. Training des Gehirns durch Lernen oder Meditation, Glück durch aktives Handeln oder durch die Schaffung einer Umgebung, die das Wohlbefinden steigert, sind selbstverständlicher Teil der Kultur des autonomen und freien Subjekts in der Welt des Bürgertums. Mit den neurowissenschaftlichen Interventionsmöglichkeiten soll es zunehmend möglich werden, Emotionen und Leistungsfähigkeit *direkt* zu beeinflussen. So werden das Gehirn und seine emotionalen wie kognitiven Zustände zu einem Gegenstand von Intervention, wie es der Körper im Kontext von Fitness- und Wellnessprogrammen schon länger ist.

Welche Konturen einer zukünftigen neurowissenschaftlich bestimmten Politik der Emotionen lassen sich feststellen? In Huxleys Anti-Utopie „Schöne neue Welt“ dient die Glücksspieler namens Soma dazu, ein statisches Kastensystem aufrechtzuerhalten und gesellschaftliche Dynamik einzufrieren (Huxley 1932). Heute ist die Nachfrage nach „Glücksspielen“ und Mitteln zur Steigerung der kognitiven Leistungsfähigkeit das Resultat einer hohen gesellschaftlichen Dynamik und ist vielfach größer als der von Politik und öffentlichem Gesundheitswesen definierte legale Anwendungsbereich. Staatliche Politik scheint nicht für die Nachfrage verantwortlich zu sein. Doch der Boom der pharmakologischen und technischen Neurointerventionen steht in einem Zusammenhang mit staatlicher Politik. Dabei handelt es sich weder um eine gezielte Manipulation noch um ein eindeutiges Bestimmungsverhältnis. Vielmehr lassen sich ambivalente und diffuse Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen wissenschaftlichen/technischen Entwicklungen, Diskursen und Politiken feststellen, die trotz ihrer ungleichen analytischen Ebenen im Effekt eine „strategische“ Verbindung aufweisen: Die Intensivierung von Wettbewerb und die Orientierung an Wettbewerbsfähigkeit ist ein Credo, das die Reorganisation politischer Institutionen auf allen politischen Ebenen von der Europäischen Union und den Nationalstaaten bis zu den einzelnen Subjekten bestimmt (Krugman 1994; Schaper-Rinkel 2003; Rosa 2006). Bei den Neurointerventionen geht es um die Verbindung zwischen einer auf Eigenverantwortung, Glück und Erfolg der Subjekte zielenden politischen „Führung“ und der auf Wettbewerbsfähigkeit zielenden Reorganisation gesellschaftlicher Institutionen.

Die Steigerung und der Erhalt sowohl der individuellen wie der nationalstaatlichen Wettbewerbsfähigkeit bezieht in Szenarien der angewandten Neuroforschung die neurowissenschaftliche und neurotechnologische Optimierung und Selbstoptimierung der Staatsbürger und Staatsbürgerinnen mit ein (Beddington et al. 2008; Greely et al. 2008). Die Individuen selbst sind im Zuge eines verschärften Wettbewerbs an einer Selbstoptimierung interessiert, die ihnen Neuropharmaka bieten, Staaten sind daran interessiert, die „Humanressourcen“ optimal zu entwickeln. Gefühle werden somit zu einem wichtigen Gegenstand des Regierens.

Entwicklung von und Nachfrage nach Neuropharmaka finden im spezifischen Kontext globaler Veränderungen statt. Der Umbau von Sozialstaaten besteht nicht nur aus einer Transformation seiner Institutionen, sondern auch in der Transformation der Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Dieser Umbau wurde vielfach als neoliberal charakterisiert, wobei in dieser Charakterisierung analytisch meist verloren geht, dass der im neoliberalen Programm zentrale „Rückzug des Staates“ wiederum selbst eine spezifische Regierungstechnik ist, die es zu dechiffrieren gilt. Dies zeigt sich in der Neuverhandlung von Emotionen im volkswirtschaftlichen Kontext deutlich, denn die geforderte Eigenverantwortung, zu der gehört, die eigenen emotionalen, kognitiven und sozialen Ressourcen zu regieren, ist in der veränderten staatlichen Organisation nicht die Grenze (sozial)politischer staatlicher Intervention, vielmehr ein konstitutives Element ebenjener Regierungsform. Das aktive, „unternehmerische“ Selbst, das sich, seine Gefühle und seine emotionale Passfähigkeit zu optimieren sucht, wird zur Grundlage der Politik erklärt, deren Produkt es ist. Die

Adressaten der neoliberalen Programmatik sollen im Kontext dieser spezifischen Form des Regierens zu ebenjenen selbsttätigen Subjekten werden, die theoretisch als bereits existierend vorausgesetzt werden. Neurowissenschaftliche Selbsttechnologien stellen im Kontext der heutigen politischen Rationalität ein Instrument zur politischen Produktion ebendieser Form von Subjektivität dar.

## Literatur

- Beddington, John/Cooper, Cary L./Field, John et al.* 2008: The Mental Wealth of Nations, in: *Nature* 455 (7216), S. 1057-1060.
- Bröckling, Ulrich* 2007: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main.
- Damasio, Antonio R.* 1994: *Descartes' Error: Emotion, Reason and the Human Brain*, New York.
- Elger, Christian E./Friederici, Angela D./Koch, Christof et al.* 2004: Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung, in: *Gehirn & Geist* 6/2004, S. 30-37.
- Farah, Martha J.* 2002: Emerging Ethical Issues in Neuroscience, in: *Nature Neuroscience* 5 (11), S. 1123-1129.
- Farah, Martha J./Illes, Judy/Cook-Deegan, Robert et al.* 2004: Neurocognitive Enhancement: What Can We Do and What Should We Do?, in: *Nature Reviews Neuroscience* 5, S. 421-425.
- Fenter, Virginia L.* 2006: Concerns about Prozac and Direct-to-Consumer Advertising of Prescription Drugs, in: *International Journal of Risk & Safety in Medicine* 18 (1), S. 1-7.
- Fiedler, Klaus/Kliegl, Reinhold/Lindenberger, Ulman et al.* 2005: Psychologie im 21. Jahrhundert – eine Standortbestimmung, in: *Gehirn & Geist* 7-8/2005, S. 56-60.
- Foucault, Michel* 2004: *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978*, Frankfurt am Main.
- Fukuyama, Francis* 2004: *Das Ende des Menschen*, München.
- Galert, Thorsten/Bublitz, Christoph/Heuser, Isabella et al.* 2009: Das optimierte Gehirn, in: *Gehirn & Geist* 11/2009, S. 1-12; Onlineversion in: [https://www.wissenschaft-online.de/sixcms/media.php/976/Gehirn\\_und\\_Geist\\_Memorandum.pdf](https://www.wissenschaft-online.de/sixcms/media.php/976/Gehirn_und_Geist_Memorandum.pdf) [20.11.2011].
- Geyer, Christian* (Hrsg.) 2004: *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, Frankfurt am Main.
- Greely, Henry/Sahakian, Barbara/Harris, John et al.* 2008: Towards Responsible Use of Cognitive-Enhancing Drugs by the Healthy, in: *Nature* 456 (7223), S. 702-705.
- Huxley, Aldous* 1932: *Brave New World*, London.
- INCB, International Narcotics Control Board* 2007: *Report of the International Narcotics Control Board for 2006*, United Nations, New York.
- Jones, Edward G.* 1999: Assessing the Decade of the Brain, in: *Science* 284 (5415), S. 739.
- Kramer, Peter D.* 1993: *Listening to Prozac: A Psychiatrist Explores Antidepressant Drugs and the Remaking of the Self*, New York.
- Krugman, Paul* 1994: Competitiveness: A Dangerous Obsession, in: *Foreign Affairs* 73 (2), S. 28-44.
- Lemke, Thomas* 2003: Molekulare Medizin? Anmerkungen zur Ausweitung und Redefinition des Konzepts der genetischen Krankheit, in: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 33 (3), S. 471-492.

- Lopez, Alan D./Murray, Christopher J. L.* 1998: The Global Burden of Disease, 1990–2020, in: *Nature Medicine* 4 (11), S. 1241-1243.
- Lyubomirsky, Sonja/King, Laura/Diener, Ed* 2005: The Benefits of Frequent Positive Affect: Does Happiness Lead to Success?, in: *Psychological Bulletin* 131 (6), S. 803-855.
- Maher, Brendan* 2008: Poll Results: Look Who's Doping, in: *Nature* 452 (7188), S. 674-675.
- Nowotny, Helga/Testa, Giuseppe* 2009: Die gläsernen Gene. Die Erfindung des Individuums im molekularen Zeitalter, Frankfurt am Main.
- Parens, Erik* 1998: Is Better Always Good?, in: Parens, Erik (Hrsg.): *Enhancing Human Traits. Ethical and Social Implications*, Washington, D.C., S. 1-28.
- President's Council on Bioethics* 2003: *Beyond Therapy: Biotechnology and the Pursuit of Happiness*, Washington, D.C.
- Rosa, Hartmut* 2006: Wettbewerb als Interaktionsmodus. Kulturelle und sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft, in: *Leviathan* 34 (1), S. 82-104.
- Rose, Nikolas* 2003: Neurochemical Selves, in: *Society* (November/December 2003), S. 46-59.
- Rose, Steven P. R.* 2002: 'Smart Drugs': Do They Work? Are They Ethical? Will They Be Legal?, in: *Nature Reviews Neuroscience* 3, S. 975-979.
- Roth, Gerhard* 2003: *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*, Frankfurt am Main.
- Sahakian, Barbara/Morein-Zamir, Sharon* 2007: Professor's Little Helper, in: *Nature* 450 (7173), S. 1157-1159.
- Schaper-Rinkel, Petra* 2003: Die Europäische Informationsgesellschaft. Technologische und politische Integration in der europäischen Politik, Münster.
- Schaper-Rinkel, Petra* 2007: Die neurowissenschaftliche Gouvernamentalität. Re-Konfiguration von Geschlecht zwischen Formbarkeit, Abschaffung und Re-Essentialisierung, in: Dölling, Irene/Dornhof, Dorothea/Esders, Karin/Genschel, Corinna/Hark, Sabine (Hrsg.): *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht*, Königstein, S. 94-108.
- Schaper-Rinkel, Petra* 2008: Neuro-Enhancement Politiken. Die Konvergenz von Nano-Bio-Info-Cogno zur Optimierung des Menschen, in: Schöne-Seifert, Bettina/Ach, Johann S./Opolka, Uwe/Talbot, Davinia (Hrsg.): *Neuro-Enhancement. Ethik vor neuen Herausforderungen*, Paderborn, S. 295-320.
- Schwabe, Ulrich/Paffrath, Dieter* (Hrsg.) 2006: *Arzneiverordnungsreport 2005*, Heidelberg.
- Sentientia, Wrye* 2004: Neuroethical Considerations. Cognitive Liberty and Converging Technologies for Improving Human Cognition, in: Roco, Mihail C./Montemagno, Carlo D. (Hrsg.): *The Coevolution of Human Potential and Converging Technologies*, New York, S. 221-228.
- Slob, Marjan/Raeymaekers, Peter/Rondia, Karin* 2005: Meeting of Minds. Das Gehirn: Fallstudien, Denkanstöße, Diskussionsgrundlagen, Meeting of Minds Partner Consortium, Dresden, in: [http://www.uni-magdeburg.de/bio/Presse/Buergerkonferenz\\_Broschuere.pdf](http://www.uni-magdeburg.de/bio/Presse/Buergerkonferenz_Broschuere.pdf) [20.11.2011].
- van den Daele, Wolfgang* 2009: Biopolitik, Biomacht und soziologische Analyse, in: *Leviathan* 37 (1), S. 52.
- Zuvekas, Samuel H./Vitello, Benedetto/Norquist, Grayson S.* 2006: Recent Trends in Stimulant Medication Use Among U.S. Children, in: *American Journal of Psychiatry* 163 (4), S. 579-585.





## Die Desymbolisierung des politischen Körpers\*

*Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt.*

(Adorno/Horkheimer 1994/1944: 40)

Noch 2006 musste Frank Nullmeier (2006: 85) feststellen, dass es keinen etablierten Erklärungs- und Analyseansatz der Politikwissenschaft gibt, der auf Emotionen als zentrale Größe verweisen würde. Anders als die Soziologie oder die Philosophie tut sich die Wissenschaft von der politischen Herrschaft mit der Theoretisierung der Emotionen besonders schwer. Dies ist kein Zufall, wie wir argumentieren werden, sondern Ergebnis einer Selbstbeschreibungswissenschaft des politischen Systems, welche den Androzentrismus der modernen politischen Institutionen, insbesondere die Trennung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen, in ihren eigenen Begrifflichkeiten reproduziert. Die Politikwissenschaft verdrängt, von einigen wenigen Veröffentlichungen abgesehen, Emotionen geradezu aus ihrem Forschungsfokus und „perpetuiert den Dualismus von Vernunft und Gefühl“ (Sauer 2007: 168). Die „Tiefenstrukturen des abendländischen politischen Denkens“ (Appelt 2007: 128) verweisen auf die Vernunft, auf vernünftige Akteur\_innen und vernünftige Argumente und überdauern bis in die modernen Demokratietheorien als zentrale Denkfiguren. Während Rational-Choice-Ansätze und der Institutionalismus die Untersuchungen prägen, gibt es allerdings eine Forschungsrichtung, die bereits seit den 1970er Jahren diesen Dualismus kritisierte und die Einbindung von Emotionen in die Theorie unternahm: die feministische Gesellschaftstheorie. Deren Erkenntnisse wurden jedoch nicht systematisch berücksichtigt, sondern es blieb vielmehr der aktuellen Hochkonjunktur der Neurowissenschaften vorbehalten, ein besorgtes Interesse für die Bedeutung von Emotionen zu wecken.

Wir wollen daher im Folgenden zunächst Kritiken des Dualismus Vernunft vs. Gefühl in Erinnerung rufen, um vor diesem Hintergrund herauszuarbeiten, dass die

\* Für konstruktive Kritik danken wir Markus Baum, Oliver Eberl, Dietmar Flucke, Felix Heidenreich, Greta Wagner sowie den Diskussionsteilnehmer\_innen der Tagung der Sektion Politische Theorie im Frühjahr 2009.